

Wie wir uns selbst erfinden – die Kunst der Narration



Henriette Schildberg

Einleitung

Über „das Wesen des Menschen „, das „Eigentliche“, das was den Menschen ausmacht oder den einen vom anderen unterscheidet, habe Menschen nachgedacht und spekuliert, seitdem Menschen nachdenken und spekulieren und die Ergebnisse ihres Denkens überliefern und weitergeben können. Entsprechend farbig und breit gestreut ist das Angebot der unterschiedlichen Menschenbilder und anthropologischen Vorstellungen. Die gegenwärtige Situation wird dabei von Ken Gergen so beschrieben: „Die akademische Welt befindet sich derzeit im Zustand eines ungeheuren und weitreichenden Aufruhrs. Praktisch sämtliche Hypothesen, denen sowohl die Vernunft als auch die Forschung des vergangenen Jahrhunderts gefolgt sind, werden ernsthaft in Frage gestellt... Traditionelle Annahmen über die Beschaffenheit der Identität sind heute in Gefahr“ (Gergen 1996, 14f.).

Eine Sichtweise, die, wenn man der Anzahl der neueren Veröffentlichungen folgt, zur Zeit vor allem im Kontext der systemisch-konstruktivistischen Beratung und Therapie en vogue ist, scheint der narrative Ansatz zu sein. Was hier Aktualität und zunehmende Bedeutung genießt, spielt dagegen im Kontext von Pädagogik oder gar Schulpädagogik (noch?) keinerlei Rolle, kann andererseits wieder, wie ich zeigen werde, für den künstlerischen Bereich als altvertrautes Material betrachtet werden. Darüber hinaus kann vermutet werden, dass die narrative Perspektive als ein fester Baustein in den *impliziten* subjektiven Alltagstheorien vieler Zeitgenossen angesehen werden kann.

Es wäre demnach

- erstens danach zu fragen, was genau mit diesem Begriff „Narration“ gemeint ist;
- zweitens, wie er sich durch Beispiele aus der Literatur oder darstellenden Kunst verdeutlichen lässt;
- zum dritten wäre zu fragen, welche Bedeutung dieser Sichtweise im gegenwärtigen Beratungs- und Therapiekontext gegeben wird;
- und viertens wäre darüber zu reflektieren, welche Bedeutung diese Sichtweise für pädagogisches (und schulpädagogisches) Denken und Handeln gewinnen kann.

1. Was ist mit dem Begriff der „Narration“ gemeint?

Man kann sicher unterschiedlicher Meinung darüber sein, welche Bedeutung die Geschichten, die Menschen über sich selber erzählen, für sie selbst, ihr Selbstwertgefühl, ihr Selbstkonzept oder ihre Selbstwahrnehmung besitzen. Einmütigkeit dürfte darüber bestehen, dass alle Menschen einen Vorrat von Geschichten über sich selbst besitzen, das diese Geschichten bedeutungsvoll für sie sind und dass der Verlust dieser Geschichten (etwa durch eine Krankheit im Alter oder einen Unfall) als sehr ernsthafte Bedrohung ihrer selbst verstanden wird.

Innerhalb des narrativen Ansatzes wird der Bedeutung der Geschichten, die Menschen über ihr Leben erzählen können, so viel Bedeutung beigemessen, dass man als extreme Formulierung sagen könnte: Die Identität eines Menschen besteht aus der Summe der Geschichten, die er über sich zu erzählen weiß!

„Jeder Mensch erfindet sich früher oder später eine Geschichte, die er für sein Leben hält...oder eine ganze Reihe von Geschichten“ sagt Max Frisch in „Mein Name sei Gantenbein“ (1998,49). Auf die Frage Klaus Deisslers (1997), ob wir uns selbst erfinden, lautet die Antwort, die Wolfgang Kraus (1996) formuliert: wir konstruieren unsere Identität durch Narration, wir erzählen uns sozusagen selbst.

Ist man stärker an Veränderung interessiert, könnte man auch formulieren: In dem Maße, in dem sich die Geschichten verändern, die ein Mensch über sich erzählt, verändert sich auch seine Identität, oder wie Ben Furman (1999) sagen würde: „Es ist nie zu spät, eine glückliche Kindheit zu haben!“ Entgegen den subjektiven Alltagstheorien der meisten Zeitgenossen (die Erinnerungen für wahr und weitestgehend gleichbleibend halten), gehen Experten zunehmend davon aus, „dass Erinnerungen eher ‚rekonstruiert‘ als ‚wiedererlangt‘ werden“ (Kotre 1996, 49).

„Verändern und hinzuerfinden von Erinnerungen: das ist das, was heute Psychologen... Rekonstruktion nennen. Damit ist gemeint, dass Erinnerungen im Gehirn nicht starr gespeichert sind wie auf einem Tonband oder im Bücherregal. Sie werden immer wieder umgebaut“ (ebd. 52f.).

„Untersuchungen der neueren Zeit haben gezeigt, dass das menschliche Erinnerungsvermögen nicht wie ein Videorekorder funktioniert, welcher die Ereignisse objektiv aufnimmt. Die Erinnerungen ändern sich mit der Zeit, und der Mensch ist auch in der Lage, völlig falsche Erinnerungen zu produzieren“ (Furman 1999, 91).

Die beiden Zitate machen deutlich, dass es bei diesen Geschichten nicht um deren objektiven Wahrheitsgehalt gehen kann, der dürfte sich in den seltensten Fällen bestimmen lassen. Andererseits sind Menschen in aller Regel davon überzeugt, dass die Version der Geschichte, wie sie sie erzählen, auch der Wahrheit entspricht.

Ein Mann erinnert sich, „dass sein Urgroßvater – einst Baseball-Spieler in der Unterliga – ihn einmal Ball spielen sah, und zwar gut, er erinnert sich auch an die Zitronenbaiser-Torten seiner Großmutter, die besten, die er jemals gegessen hat. Er möchte diese Erinnerungen nicht missen, und dennoch ist ein Haken an der Sache. Der junge Mann wurde von der Familie erst adoptiert, nachdem sein Urgroßvater schon gestorben war und seine Urgroßmutter längst mit dem Backen aufgehört hatte, weil sie in einem Pflegeheim lebte. Die Familie des Mannes versucht ihm klarzumachen, dass er ihre Erzählungen über die Vorfahren zu eigenen Erinnerungen umgewandelt hat, aber er insistiert darauf, dass sie echt seien“ (Kotre 1996, 15).

Ben Furman (1999, 98) schreibt hierzu: „Die Vergangenheit ist nicht nur ein Buch, in dem Vorkommnisse chronologisch aufgezählt werden. Sie ist eine lebendige Geschichte, die ihre Form dementsprechend ändert, wie sie erzählt wird, welche Bedeutung den Geschehnissen beigemessen wird, wie sie erklärt werden, und je nachdem was man vermutet, welche Folgen sie haben wird.“

Diese Grundgedanken des narrativen Ansatzes mögen uns in ihrer expliziten Formulierung fremdartig oder verunsichernd erscheinen, schließlich lassen sich aus ihnen weitreichende Konsequenzen ableiten, andererseits ist uns diese Sichtweise als implizites Wissen höchstwahrscheinlich sehr vertraut. Was und wie ein Mensch erzählt, besonders wenn er selbst den Stoff der Geschichte abgibt, die er gerade preisgibt, bildet immer das Material, aus dem wir uns ein Bild von

ihm und den erzählten Ereignissen machen. (Der narrative Ansatz würde hinzufügen, dass dies auch für das Bild gilt, dass der Erzählende von sich selbst entwirft.)

Implizit ist somit jede Erzählung immer auch ein Stück identitätsbildend. In den folgenden Beispielen ist sie explizites Thema „Jede Geschichte ist eine Erfindung... jedes Ich, das sich ausspricht, ist eine Rolle –“ (Frisch 1998, 48) – und diese Rolle erzählt sich in immer wieder veränderten Versionen.

2. Beispiele aus der Literatur und der darstellenden Kunst

Aus Platzgründen werde ich mich an dieser Stelle auf einige wenige Hinweise beschränken müssen, ich vermute aber, dass man – bei hinreichender Zeit für ein ausgiebiges Quellenstudium – auf eine große Fülle weiterer Beispiele stoßen dürfte.

Beispiel 1

In Robert Musils „Mann ohne Eigenschaften“ wartet dieser – Ulrich mit Vornamen – auf ein Gespräch mit seiner Exzellenz, dem Grafen Stallburg, dessen Auftreten so beschrieben wird: „Der schauspielerische Verkleidungs- und Verwandlungsurtrieb, der zu den Lüsten des Lebens gehört, bot sich ihm (Ulrich, Anmerk. d.A.) ohne den geringsten Beigeschmack, ja wohl ganz ohne Ahnung von Schauspielerei dar; so stark, dass ihm die bürgerliche Gepflogenheit, Theater zu bauen und aus dem Schauspiel eine Kunst zu machen, die man stundenweise mietet, neben dieser unbewussten dauernden Kunst der Selbstdarstellung als etwas ganz und gar Unnatürliches, Spätes und Entzweigespaltenes vorkam. Und als Se. Exzellenz endlich eine Lippe von der anderen gehoben hatte und zu ihm sagte:

„Ihr lieber Vater...“ und schon stecken blieb, in der Stimme aber doch etwas lag, was die bemerkenswert schönen gelblichen Hände wahrnehmen machte und etwas wie eine gespannte Moralität rings um die ganze Erscheinung, fand Ulrich das reizend...“ (Musil 1999, 85).

Beispiel 2

Der Schriftsteller, in dessen Werken der Zusammenhang von Identität und Narration am deutlichsten thematisiert wird, ist zweifelsohne Max Frisch. In seinem Roman „Mein Name sei Gantenbein“ etwa entwirft sich der Protagonist in seinen Schilderungen als „Blinder“, der aber sein eigenen Narrationen durchschaut (weil er ja in Wirklichkeit nicht blind ist), und so quasi das Konzept dieser Identität durch Narration von einer Metaebene aus kommentieren kann. Darüber hinaus finden sich hier viele köstliche Einzelbeispiele identitätsbildender Narrationen:

„ ‚Ich habe einen Mann gekannt‘, sage ich, um von etwas anderem zu reden, ‚einen Milchmann, der ein schlimmes Ende nahm. Nämlich erkam ins Irrenhaus, obschon er sich nicht für Napoleon oder Einstein hielt, im Gegenteil, er hielt sich durchaus für einen Milchmann. Nebenbei sammelte er Briefmarken, aber das war der einzige fanatische Zug an ihm... Das Ich, das dieser gute Mann sich erfunden hatte, blieb unbestritten sein Leben lang, zumal es ja von der Umwelt keine Opfer forderte, im Gegenteil‘, sagte ich, ‚er brachte Milch und Butter in jedes Haus. Einundzwanzig Jahre lang. Sogar sonntags...“.

Es folgt die Wiedergabe der Geschichte, die zur Einlieferung dieses Mannes ins Irrenhaus führt und die abschließende Ursachenvermutung des Erzählers: „... sein Ich hatte sich verbraucht, das kann's geben, und ein Andres fiel ihm nicht ein. Es war entsetzlich.“ (Frisch 1998, 50 f.).

Beispiel 3

Im Frühjahr 1999 erschienen in der Wochenzeitung „Die Zeit“ unter der Gesamtüberschrift „Ich erinnere mich...“ mehrere Beiträge bekannter Zeitgenossen, die in jeweils knappen Aussagen mitteilen, woran sie sich erinnern, oder übersetzt in das narrative Sprachspiel: welche Geschichten ihr Leben ausmachen. Hier einige Auszüge:

„Ich erinnere mich an das Aufleuchten des Himmels beim Abstich der Hochöfen.“

„Ich erinnere mich an den modrigen Geruch der Tümpel, in denen wir Gelbrandkäfer fingen.“

„Ich erinnere mich an die Dachkammer der Schule, wo wir uns mittwochs trafen. Es durfte geraucht werden.“

„Ich erinnere mich, dass Männer sagten, sie versteht was von der Politik, aber sie ist keine richtige Frau.“

„Ich erinnere mich, dass ich in Ahlbeck-Seebad auf Usedom, wo ich geboren wurde und aufwuchs, als Siebenjährige davon träumte, ein Badegastkind zu sein.“

Beispiel 4

Wenn man will, kann man den Kinofilm „Don Juan“ als Persiflage auf andere Kinofilme, als Klamauk oder als Komödie (so bezeichnet der Film sich selbst) verstehen. Inhaltlich gibt er eine Sequenz aus dem Leben eines Mannes wieder, der sich entschieden hat, nicht länger der zu sein, der er sein soll, sondern der zu sein, als den er sich entwirft und erzählt: Don Juan. Selbstverständlich landet in unserer Gesellschaft ein solcher Versuch in der Psychiatrie. Allerdings hat Don Juan erhebliche Wirkung auf andere Beteiligte, allen voran den ihn behandelnden Psychiater. Und es wird immer deutlicher, dass nicht so sehr die sogenannten harten Realitäten über die Bedeutung und den

Sinn unseres Lebens befinden, sondern die Erfindungen, die in unseren Geschichten leben.

In einer Gesprächssequenz zwischen seinem Psychiater und „Don Juan“ sagt dieser:

„Sie denken wohl, ich merke nicht, was mit Ihnen los ist, Don Oktavio, das merke ich wohl – Sie brauchen mich für eine Transfusion, weil Ihnen das Blut in den Adern vertrocknet und das Herz versandet. Ihr Bedürfnis nach Wirklichkeit...wird Ihnen die Adern verstopfen, bis alles Leben aus Ihnen weicht.

Aber meine vollkommene Welt ist nicht weniger wirklich als Ihre.

Und ganz alleine in meiner Welt können Sie Atem holen.

So ist es doch. So ist es doch.“

Beispiel 5

Im photographischen Bereich ist Cindy Sherman (1996) berühmt geworden mit ihren zahlreichen Selbstportraits, in denen sie die unterschiedlichsten Entwürfe von Erzählungen ihrer selbst entwirft. „Das Besondere an diesen inszenierten Photographien ist, dass die Künstlerin Cindy Sherman zugleich auch die Schauspielerin ist, die chamäleonartig in die unterschiedlichsten Frauen-Rollen schlüpft“ (ebd.,11).

„ ‚Ich mache keine Selbstportraits‘, hat Cindy Sherman... erklärt: ‚Ich versuche immer, in den Bildern so weit wie möglich von mir selbst wegzugehen. Es könnte aber sein, dass ich mich gerade dadurch selbst portraitiere, dass ich diese ganzen verrückten Sachen mit diesen Charakteren mache‘“ (ebd.,13).

Einige Bilder sollen hier genügen:



Beispiel 6

Man kann die narrative Sichtweise auch übertragen in größere Zusammenhänge und so etwa unsere Historie oder einzelne historische Epochen ansehen als „erzählte Geschichte“.

Ken Gergen (1996) etwa weist darauf hin, dass Historiker bei ihrer mündlichen oder schriftlichen Wiedergabe historischer Gegebenheiten (meistens wahrscheinlich, ohne es zu wissen) einem Erzählmuster folgen, das in seinem Aufbau der Grundstruktur des klassischen Dramas folgt.

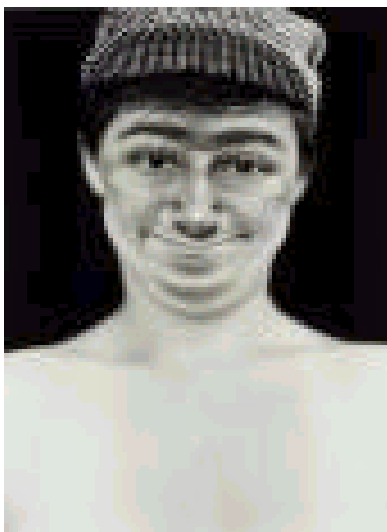
Sie berichten demnach nicht, wie es gewesen ist, sondern leiten ein, führen das Geschehen durch kontinuierliche Erhöhung der Spannung auf einen Höhepunkt und bieten die abschließende Auflösung und verfolgen dabei immer auch theoriegeleitete Interessen. Ken Gergen schreibt, „dass Historiker, wenn sie verständlich sein wollen, unvermeidlich auf die vorhandenen Schreibkonventionen ihrer Kultur angewiesen sind. Diese Konventionen sind selbst Gegenstand geschichtlichen Wachstums und Verfalls, und so wurzelt unser Verständnis der Vergangenheit in den Schreibgewohnheiten der Zeit, besonders in den Traditionen des Erzählens oder Berichtens“ (1996, 182f.).



3. Zur Bedeutung im gegenwärtigen Kontext von Beratung und Therapie

Nach dem bisher Gesagten dürfte deutlich geworden sein, welchen Ansatzpunkt die narrative Sichtweise im Kontext von Beratung und Therapie formuliert: In dem Maße, in dem man den Grundgedanken der Erzeugung von Identität und Wirklichkeit durch Narration akzeptiert, lassen sich diese in Fluss bringen durch Veränderung der Art ihrer Erzählung.

Eine solche Veränderung kann im Erfinden und Entwickeln neuer Geschichten bestehen oder in der Einführung von bisher noch nicht gesehenen Unterscheidungen in



altbekannte Erzählungen, im Vergleich zweier Versionen oder in der „Transformation von problemassozierten in problemauflösende Erzählungen“ (Grossmann 2000, 17).

„Narrative Therapie gründet in der Idee, dass sich therapeutische Dialoge als gemeinsame Erzählvorgänge verstehen lassen, die hilfreiche Unterschiede im Leben, Zusammenleben und Problemlösungshandeln erzeugen“ (Grossmann 2000, 16).

„Der Begriff ‚narrativ‘ impliziert ein Zuhören zu und ein Erzählen oder Wiedererzählen von Geschichten über Personen und deren Problemen. Angesichts ernster und manchmal möglicherweise tödlicher Probleme könnte die Idee des Zuhörens und Erzählens von Geschichten eine triviale Beschäftigung scheinen. Es fällt uns schwer zu glauben, dass Konversationen neue Wirklichkeiten formen können. Aber sie können das“ (Freeman 2000, 21).

Als wichtig scheint dabei im therapeutischen Setting das soziale Geschehen des Erzählens und des Zuhörens angesehen zu werden, also der Prozess der Kommunikation. Schließlich ließe sich einwenden, dass man seine Geschichten auch alleine umschreiben könnte. So sagt Harlene Anderson:

„1. Menschliche Systeme sind sprach- und bedeutungserzeugende Systeme.

2. Ihre Konstruktion der Wirklichkeit vollzieht sich eher als eine Form sozialen Handelns denn als unabhängiger geistiger Prozess beim einzelnen“ (Anderson 1999, 29).

4. Zur Bedeutung von Kontext in Schule

Es mag dahingestellt bleiben, ob wir die narrative Sichtweise als einleuchtend oder fremdartig wahrnehmen, oder – warum

nicht – als beides. Wenn wir jedoch den Grundgedanken akzeptieren, dann lässt sich auch nach seiner möglichen Bedeutung für schulische Kontexte fragen, etwa nach den Geschichten, die Lehrer und Schüler erzählen, und die demnach auch ihre jeweiligen Identitäten als Lehrer und Schüler ausmachen.

Zunächst kann man davon ausgehen, dass wohl jeder über einen Satz vom Geschichten aus seiner Schulzeit verfügt, in denen oft genug merkwürdige Lehrer oder zumindest skurrile Lehrerverhaltenweisen eine zentrale Rolle spielen.

Dies gilt auch für die Personen, die selber Lehrer geworden sind; sie haben darüber hinaus noch ihren wachsenden Vorrat an Geschichten über ihre Schüler bzw. in Erzählungen umgeformte Erlebnisse mit ihren Schülern.

In einem nächsten Schritt finden wir Geschichten, die sich die Mitglieder eines Kollegiums gegenseitig erzählen, über bestimmte Schüler, Ereignisse, andere Kollegen etc. Sie machen es möglich, die eigene Gruppe von anderen zu unterscheiden und eine spezifische kollektive Identität zu erzeugen. Gleiches gilt für die verschiedenen Schülersysteme der Schule.

Neben den je individuellen und schulsystembezogenen Erzählungen gibt es weiterreichende soziale Konstrukte wie die des „Pennälers“ und des „Paukers“, wie sie in berühmten Beschreibungen wie der „Feuerzangenbowle“ oder den „Memoiren eines mittelmäßigen Schülers“ nachgelesen werden können, und die sicher nicht ohne Einfluss auf das Selbstbild und die Form der Zusammenarbeit von Generationen von Studienräten und Gymnasiasten waren.

Neugierig machen dürfte auch die Frage nach den Geschichten, die Lehrer über ihre Lehrer erzählen und wie sie deren Bedeutung in bezug auf ihr eigenes Lehrerverhalten beurteilen. Sind die Lehrer

„von damals“ immer noch die Modellvorgaben für die Kollegen von heute?

Neues Wissen könnte auch entstehen durch die Unterscheidung in implizites und explizites Wissen über die jeweiligen Geschichten – inwieweit sind sich die Lehrer der Auswirkungen ihrer Geschichten auf ihr Lehrerhandeln und auf ihr Selbstverständnis als Lehrer bewusst? Wie und in welche Richtung würden sich ihre Vorstellungen von „Lehrersein“ verändern, wenn sich ihre Geschichten über Schule verändern würden?

Wie haben sich Schulgeschichten im Laufe der letzten Jahre verändert? Gilt das Modell des „Pennälers“ und des „Paukers“ noch? Wird der Terminus „Sonderschule“ (oder einer seiner Äquivalente) immer noch so negativ konnotiert? Erzählen wir uns immer noch, dass wir nicht für die Schule, sondern für das Leben lernen – und findet diese Art des Lernens in unseren Geschichten tatsächlich in der Schule statt? Welche Bedeutung geben Lehrer in ihren Geschichten dem Aspekt, professionell handelnde Pädagogen zu sein? Viele weitere ähnliche Fragen ließen sich stellen, ihre Antworten dürften in den meisten Fällen implizites Wissen sein.

Das Wissen aus diesen Geschichten explizit zu machen und damit für den Prozess der hilfreichen Veränderung freizugeben, erfordert für den schulischen Kontext die flächendeckende Einrichtung externer beratender oder dialogischer Dienste. Wenn es gelänge, sie einzurichten, könnte man tatsächlich eine neue Geschichte von Schule schreiben.

Ich wäre neugierig auf den ersten Satz dieser Geschichte...

Literatur

Anderson, H. (1999): Das therapeutische Gespräch. Der gleichberechtigte Dialog als Perspektive der Veränderung, Klett-Cotta, Stuttgart.

Deissler, K. (1997): Sich selbst erfinden. Von systemischen Interventionen zu selbstreflexiven therapeutischen Gesprächen, Waxman, Münster.

Freeman, J., Epston, D., Lobovits, D. (2000): Ernstesten Problemen spielerisch begegnen. Narrative Therapie mit Kindern und ihren Familien, Verlag modernes lernen, Dortmund.

Frisch, M. (1964, 1998): Gesammelte Werke, Band 5, Mein Name sei Gantenbein, Suhrkamp, Frankfurt/M.

Furman, B. (1999) Es ist nie zu spät, eine glückliche Kindheit zu haben, borgman publishing, Dortmund.

Gergen, K. (1996) Das übersättigte Selbst. Identitätsprobleme im heutigen Leben, Carl Auer, Heidelberg.

Grossmann, K. (2000): Der Fluss des Erzählens. Narrative Formen der Therapie, Carl Auer, Heidelberg.

Kotre, J. (1996): Weiße Handschuhe. Wie das Gedächtnis Lebensgeschichten schreibt, Carl Hanser, München.

Kraus, W. (1996): Das erzählte Selbst. Die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne, Centaurus, Pfaffenweiler.

Musil, R. (1930, 1999): Der Mann ohne Eigenschaften, Rowohlt, Reinbek.

Sherman, C. (1996): Cindy Sherman, Photoarbeiten 1975 – 1995, Schirmer/Mosel, München.